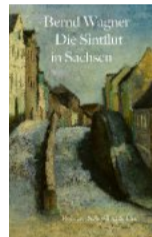


Nicht nur im Fußball, auch in der Literatur feiert Sachsen derzeit ein vielbeachtetes Comeback. Damit ist weder Uwe Tellkamp gemeint noch die sogenannte Pegida-Bewegung: Nach Guntram Vespers Tausendseitenepos „Frohburg“, das 2016 hochverdient den Leipziger Literaturpreis gewann, publiziert der Schöffling Verlag nun ein Opus Magnum von Bernd Wagner, dessen Wenderoman „Paradies“ sowie der Essayband „Die Wut im Koffer“ nicht die ihnen gebührende Beachtung fanden. Nachdem Wagner zu DDR-Zeiten Erzählungen und Gedichte veröffentlicht hatte, verließ er auf eigenen Wunsch den Mauerstaat rechtzeitig vor dessen Untergang und ging nach West-Berlin. Sein Roman „Die Sintflut in Sachsen“ basiert wie Vespers „Frohburg“ auf Kindheits- und Jugenderinnerungen.

Aber hier hört die Parallele auch schon auf. Vespers Vater war Arzt und verließ die DDR, als der Anpassungsdruck unerträglich wurde. Wagners Vater hingegen war Hufschmied, nährte sich redlich und war festverwurzelt in Wurzen, einer sächsischen Kleinstadt, deren berühmtester Sohn Ringelplatz heißt – auch Richard Wagners Vorfahren kamen von hier. Die proletarische, nein: plebejische und rebellische Perspektive eines selbständigen



Bernd Wagner: „Die Sintflut in Sachsen“. Roman.

Schöffling Verlag, Frankfurt am Main 2018. 432 Seiten, geb., 24,- €.

Handwerkers, der verordneter Miswirtschaft und behördlichen Schikanen widersteht, weil ihm die Berufsehre über alles geht, macht den Roman so lesenswert.

Wagner ist weit entfernt von nachträglicher Verklärung des Arbeiter- und Bauern-Staats, aber er stimmt auch kein Klagegedicht an, denn er weiß, dass das richtige Leben im falschen die Regel und keine Ausnahme ist. Nicht nur Westpakete mit Peter Stuyvesant, Omo und Nescafé Gold, auch Rouladen mit Rotkraut, Schlachtfeste und Skatabende machten die Nischenexistenz attraktiv und halfen gelernten DDR-Bürgern über Ausreiseverbote und andere Ärgernisse hinweg. „Bei den Straßen, Geschäften und Gaststätten herrschte die gleiche doppelte Buchführung: fast alle hatten zwei Namen, einen, der auf den Schildern und in den Zeitungen stand, und einen zweiten, bei uns zu Hause gebräuchlicher. Der stammte aus jenem glorreichen ‚Früher‘, das in unseren Gemäuern fortlebte und Stoff für aufregende Erzählungen bot von ‚vor dem Krieg‘ und ‚nach dem Krieg‘, von Wanderschaft, Kohlrübenwintern und einer ominösen ‚Inflazion‘, deren Hundert-Billionen-Markscheine ich in einer Zigarrenkiste aufbewahrte... Der Großvater war das wandelnde ‚Früher‘.“

Aber nicht Wagners Vater und Großvater stehen im Mittelpunkt des Romans: Das Buch ist eine Liebeserklärung an die übergewichtige Mutter, die der Autor mit Sachsen identifiziert, obwohl sie das Völkerschlachtdenkmal in Leipzig nicht mag, weil die fünfhundert Stufen hohe Wendeltreppe zur Aussichtsplattform ihr das Äußerste abverlangt. Dass er im Roman ihre dicken Beine erwähnt, nimmt Frau Wagner dem schreibenden

Sachsen liegt am Meer

Und „Muttsch“ will einfach nicht aufs Papier: Bernd Wagners großes Buch über eine Jugend in der DDR ist ein selbstkritischer Heimatroman ohne modische Ostalgie und identitäre Deutschtümelei.



Ist da schon Hochwasser in Sicht? Ein junges Paar über der Elbe um 1970

Foto Ullstein

Jeder erzählt eine andere Geschichte, und jede ist wahr

Als hätte Indiana Jones mitgeschrieben: Charlie English versucht Licht ins Dunkel der wundersamen Bücherrettung von Timbuktu zu bringen

In Sommer 2012 erreichten alarmierende Nachrichten aus Timbuktu im westafrikanischen Mali die Weltöffentlichkeit. Die Kulturorganisation der Vereinten Nationen Unesco schlug Alarm und warnte, die dortigen berühmten Handschriften seien durch die Islamisten bedroht, die bereits seit einigen Monaten die Stadt okkupierten. Abdel Kader Haidara, Bibliotheksleiter in Timbuktu, war über diesen Appell wenig erfreut. Denn er fürchtete, dass die Aufmerksamkeit der Al-Qaida-Besatzer, die bereits begonnen hatten, wertvolle Denkmäler zu zerstören, nun auch auf die Manuskripte gelenkt worden sei. Und startete eine beispiellose Rettungsaktion.

Mit finanzieller Unterstützung etwa der deutschen Botschaft in Mali und der niederländischen Prinz-Claus-Stiftung organisierte er über einige Monate den diskreten wie abenteuerlichen Transport zahlloser Manuskripte – nahezu 400 000 sollen es nach einigen Angaben gewesen sein – in die durch die Regierung kontrollierte Hauptstadt Bamako. Dort wurden sie zunächst bei verschiedenen Familien eingelagert. Seither kümmern sich unter anderem Forscher der Universität Hamburg um die Erhaltung und Restaurierung der Dokumente.

Die Schriften aus Timbuktu, die in der Periode zwischen dem zwölften und frühen zwanzigsten Jahrhundert entstanden und rechtliche, religiöse und naturwissenschaftliche Themen behandeln, gelten als wichtige Quellen für die Kulturgeschichte Westafrikas. Viele von ihnen befinden sich in privaten Sammlungen oder Haushalten. Spezialisierten Forschern sind die Manuskripte seit langem ein Begriff. Doch in den Fo-

kus einer größeren Öffentlichkeit reichte sie erst kurz vor der Jahrtausendwende.

Der afroamerikanische Harvard-Professor und intellektuelle Tausendsassa Henry Louis Gates jr. weilte seinerzeit für Dreharbeiten zu seiner mehrteiligen Fernsehdokumentation „Wonders of the African World“ in Timbuktu, als er erstmals von der Existenz der Handschriften erfuhr. Nach eigenen Angaben war er angesichts der Belege für eine frühe blühende Schriftkultur in Afrika zu Tränen gerührt. Gates mobilisierte beträchtliche Stiftungsmittel und löste einen „Manuskriptboom“ aus. Öffentliche und private Bibliotheken in Timbuktu konkurrierten nun intensiv um sprudelnde internationale Fördergelder. Der damalige südafrikanische Präsident Thabo Mbeki rief überdies ein gigantisches Projekt ins Leben, das sich die systematische Erschließung der Schriftstücke zur Aufgabe machte.

Charlie English: „Die Bücherschmuggler von Timbuktu“. Von der Suche nach der sagenumwobenen Stadt und der Rettung ihres Schatzes.

Aus dem Englischen von Henning Dedekind und Heike Schlatterer. Verlag Hoffmann und Campe, Hamburg 2018. 428 S., Abb., geb., 24,- €.

Ende Januar 2013 eroberte die französische Armee Timbuktu und vertrieb die Islamisten, zumindest vorläufig. Innerhalb weniger Wochen wurde Abdel Kader zu einem internationalen Helden. Die von ihm initiierte Rettung der Manu-

skripte, schreibt der Journalist Charlie English in seinem spannenden und klugen Buch, gemahnt an einen Abenteuerfilm wie „Indiana Jones“: „Die Einwohner der geheiligten Stadt retteten, unter Führung von Bibliothekaren, einen legendären Schatz, ihr mythisches Erbe, vor den bürgerbrennenden Dschihadisten“. Aus der Distanz betrachtet sei es in der Tat „ein Kampf Gut gegen Böse“ gewesen. „Bücher gegen Waffen, Gemälde gegen Fanatiker“, gleichsam ein Sieg der Aufklärung gegen die Barbarei.

Für English reiht sich diese spektakuläre Geschichte in eine lange Reihe von Erzählungen über Timbuktu ein, welche das besondere Bild von dieser Stadt seit Jahrhunderten charakterisieren. Diese Geschichten basierten alle, schreibt er, auf einem wahren Kern, der zugleich mit viel Phantasie und Übertreibungen garniert wurde. Die Deutungshistorie Timbuktus müsse man sich daher als eine Art Pendelbewegung vorstellen. Sie schwinde zwischen Mythos und Realität unentwegt hin und her.

„Spektakuläre Thesen werden vorgebracht und wieder verworfen, bevor die nächste Behauptung aufgestellt wird, die ihrerseits die nächsten Kritiker auf den Plan ruft.“ Bereits seit dem Mittelalter nährten angeblich bei Timbuktu liegende Goldminen europäische Phantasien. Dass gerade diese zwischen Sahara und Niger gelegene Handelsstadt zum Kristallisationspunkt vieler falscher Vorstellungen von Afrika wurde, hing nicht zuletzt mit ihrer Unerreichbarkeit zusammen. Bis ins neunzehnte Jahrhundert hinein scheiterte ein Forschungsreisender nach dem anderen daran, bis zur mystisch-mysteriösen Stadt vorzudringen. Erst dem britischen Major Alexander Gordon Laing gelang es 1826, den legendären Ort zu betreten, bevor er auf der Rückreise ermordet wurde.

Laing hinterließ allerdings kaum schriftliche Eindrücke über Timbuktu. Wenige Jahre nach ihm erreichte der französische Reisende René Caillié das vermeintliche El Dorado – und war ziemlich enttäuscht. Keine goldgedeckten Häuser, wenig Geschäftigkeit. „Alles wirkte trostlos“, notierte er. „Die Untätigkeit, ich möchte fast sagen: die Trägheit, die in der Stadt vorherrscht, überraschte mich.“

Drei Dekaden später verbrachte Heinrich Barth, der Hamburger Kaufmannssohn und Geograph, unter dem Schutz des geistigen und politischen Oberhauptes der Stadt Scheich al-Bakkai mehrere Monate in Timbuktu und notierte akribisch seine Eindrücke. Während seines Aufenthalts hörte er auch Gerüchte über große alte Bibliotheken, bekam einige Manuskripte zu Gesicht und vermerkte die hohe Wertschätzung, die Bücher an diesem Ort genossen. Das Image von der alten Gelehrtenstadt befeuert nach Beginn der Kolonialzeit Ende des neunzehnten Jahrhunderts schließlich zahlreiche weitere Personen wie der französische Reporter Félix Dubois. Er verband ganz zeittypisch diese Charakterisierung mit der Überzeugung, Frankreichs Zivilisationsmission werde der inzwischen recht verfallenen Stadt zu neuer Blüte verhelfen.

Timbuktu blieb immer eine Projektionsfläche, nicht zuletzt für die Reisenden selbst, die dorthin gelangten. „Jeder fand“, stellt English fest, „im Grunde ein ihm angemessenes Timbuktu.“

Sohn nicht übel. „Ganz hübsch“, sagte meine Mutter, als ich ihr die Geschichte vorlas. „Aber mir missfällt, dass du den Papa mein Vater und mich meine Mutter nennst. Ich bin doch die Muttsch...“ Meine Erklärung, dass diese Worte einfach nicht aufs Papier wollen, weil sie sich dort so banal ausnehmen, kann sie nicht akzeptieren. Dafür sei ich schließlich Schriftsteller... Zweifellos hat sie damit einen wunden Punkt berührt, der die gesamte sächsische Mund- oder Maulart betrifft. Höre ich davon die ersten Töne, erstirbt in mir jede höhere Geistestätigkeit... Die sächsische Sprache und damit Gemütsart scheint nur zwei Grundstimmungen zu kennen: die Sentimentalität und die Brutalität...“

Das Buch überzeugt nicht allein durch die Aufarbeitung der in Ost- wie Westdeutschland klischeehaft verzerrten, verdrängten Vergangenheit. Bernd Wagner ist ein Meister in der Kunst, die geschriebene der gesprochenen Sprache anzunähern: von daher die spontane Unmittelbarkeit seines Texts, der die Leser im Handumdrehen in eine fremde untergegangene Welt versetzt. Wagner nimmt die sächsische Mundart beim Wort, indem er den Ortsnamen Grimma auf die Bibel zurückführt – Kain erschlug Abel im Grimme, heißt es dort –, und schreckt auch sonst vor Kalauern nicht zurück, indem er dem Volk aufs Maul schaut und dem derben Dialekt poetische Reize abgewinnt: „In Bennewitz da hats geblitzt, / da sind die Bauern ausgeflitzt. / Da hamse sich ä Haus gebaut / aus Leberwurst und Sauerkraut.“ Von hier ist es nicht weit zum Russischlehrer Schimanski, der die im Sächsischen häufigen Ortsnamen auf -witz, „auf unser aller slawische Herkunft zurückführte, weshalb wir Sachsen im sozialistischen Lager bestens aufgehoben seien“.

Hinter der oft schockierenden Grobheit – Kinder haben stillzusitzen und den Mund zu halten, selbst intime Gespräche werden im Kommandoton geführt –, hinter der rauhen Schale steckt ein weicher, verletzlicher Kern, ein Wunsch nach Liebe, den die Mutter im Kreise Schmiedehämmer schwingender Männer nie direkt artikuliert. Hier gelingen Wagner Bilder von betörender Schönheit, wenn er schreibt: „Einmal im Winter begegnete ich ihr auf dem Weg zum Abort, als sie im Nachthemd aus dem Waschhaus lief. Wie sie dampfte!“

„Die Sintflut in Sachsen“, durch die Gerhard Schröder in Gummistiefeln watete, um Linkspartei und CDU Stimmen abzugeben, ist ein selbstkritischer Heimatroman ohne modische Ostalgie und identitäre Deutschtümelei. Als das Hochwasser Wurzen erreicht, wo die Wagners mit Bratwürsten, Bier und Schnaps der verstorbenen Mutter gedenken, treibt der Erzähler durchs Fenster der Gastwirtschaft ins offene Meer hinaus. Ein passender Schluss – buchstäblich und im übertragenen Sinn.

Der vorliegende Roman reiht sich in eine Serie bedeutender Bücher, die in das Aufwachen in der DDR und die Flucht in den Westen schildern, und es ist kein Zufall, dass sie – von Helga Novak und Guntram Vesper bis zu Gert Loschütz – im Frankfurter Schöffling Verlag erschienen. Kindheit und Jugend sind Goldminen der Literatur, prägende Erfahrungen, wie sie nur ein Betroffener glaubhaft schildern kann; der Autor ist hier ganz bei sich selbst. Literarisch anspruchsvoll und höchst vergnüglich schreibt Bernd Wagner diese Tradition fort und macht den Alltag der deutschen Teilung auch für später Geborene nachvollziehbar. HANS-CHRISTOPH BUCH

Bomben auf Ruinen

Sprengung griechischer Symbole: „Parthenon“ von Christos Chryssopoulos

Als „Parthenon“ im griechischen Original 2010 erschien, war der Terrorismus noch nicht so selbstverständlich wie heute Teil der Lebenswirklichkeit in europäischen Städten, und Griechenland hatte den Gipfelpunkt seiner Gesellschaftskrise (so er überhaupt bereits erreicht worden sein sollte) noch vor sich. Deshalb ist der „Held“ im Roman von Christos Chryssopoulos ein Attentäter, der sich weder als Teil einer Bewegung versteht, die Griechenland von außen bedroht, noch als einer, die das von innen her täte. Ch. K., wie dieser Mann im Roman konsequent abgekürzt wird, weil er dem Leser weitgehend als Teil einer Dokumentensammlung im Stile einer Anklageschrift begegnet, ist ein Einzeltäter, dessen Motive unklar bleiben. Gerade das macht ihn so bedrohlich. Doch um zu erklären, warum das Buch mit acht Jahren Abstand nun doch noch auf Deutsch erscheint, muss man auf das zurückgehen, was es gar nicht thematisieren konnte: ebendie heutige Alltäglichkeit des Terrors und die unverändert prekäre Lage der griechischen Heimat des Autors.

Chryssopoulos ist fünfzig Jahre alt und in Griechenland ein erfolgreicher Schriftsteller, der zu uns über die französische Begeisterung für sein Werk gelangt ist – dort sind allein bei Actes-UD sechs Bücher übersetzt, insgesamt gar neun von bislang zehn. „Parthenon“ ist eines der schmalsten, es hat keine hundert Seiten, aber dafür eine spektakuläre Ausgangssituation: Eines Nachts wird der Parthenon von Ch. K. in die Luft gejagt, und der Rest der Athener Akropolis sieht auch nicht mehr gut aus. Aber es gibt keine Katastrophen-



Beschreibt die hypernervöse Gesellschaft seines Heimatlandes in dramatischer Lage: Christos Chryssopoulos Foto Laif

schilderung im Roman, der im Original auch anders heißt, nämlich getreu übersetzt „Der Bombenleger des Parthenon“. Das verrät deutlich mehr über den Inhalt, trifft ihn aber auch genauer, denn der antike Tempel selbst ist nur Symbol, also gar nicht im Mittelpunkt des Geschehens. Wie es Ch. K. selbst in einem langen Eingangsmonolog (den Chryssopoulos theatralisch anlegt bis hin zur Regieanweisung, aber auch als „möglichen Monolog“ charakterisiert, also im Gegensatz zum Rest des Buches nicht als Dokumentenfiktion) sagt: „Das Einzige, was uns gefällt, ist, zu sagen: ‚Schau nach oben, schau zum Gipfel der Stadt. Schau Ihn an!‘ Etwas anderes interessiert uns nicht.“ Die Vergöttlichung des Wahrzeichens nicht nur von Athen, sondern des ganzen Jahrtausendalten Verständnisses von Griechentum ist es, die Ch. K. zu einer Tat bewegt. Zumindest glaubt man das nach dem Monolog.

Aber das bleibt nicht so. Denn Zeugnisaussagen, Asservaten, Erklärungen und allerlei weiteres „Beweismaterial“ führen plötzlich die scheinbar individuelle Tat auf die Publikationen eines gewissen Jorgos Makris zurück, der unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg ein ästhetisches Programm entwickelte, das die Sprengung von Altertümern empfahl, um eine Erneuerung der griechischen Gesellschaft zu erreichen. Durch diese fiktive historische Reminiszenz macht Chryssopoulos seinen Täter doch wieder zum Vollstrecker einer historischen Mission und seinen Roman zu einer spekulativen Auseinandersetzung mit der inneren Zerrissenheit Griechenlands – in einem frivolverbräuteten Tonfall, wie ihn auch die Situationisten bisweilen pflegten, was wiederum die französische Faszination für den Autor erklärt. Die Form der Textcollage tut ein Übriges, um die literarische Vision mit realer Stimmung aufzuladen – ehe dann der Schluss in eine Wendung mündet, die gerade angesichts des akribisch versammelten Beweismaterials sowohl überrascht als auch desillusioniert.

Viel mehr als ein Psychogramm des Attentäters ist dieser Roman eines seines Ursprungslandes, einer hypernervösen Gesellschaft am Rande des Abbruchs. Und das war 2010 tatsächlich prophetisch. Es ist nie zu spät für hellseherische Literatur. „Parthenon“ gehört in diese Kategorie, auch wenn der Roman sein Geschehen so schwarz ausmalte, wie es nur denkbar ist. ANDREAS PLATTHAUS



Christos Chryssopoulos: „Parthenon“. Roman.

Aus dem Neugriechischen von Theo Votsos. Haymon Verlag, Wien 2018. 99 S., geb., 19,90 €.